

# Erinnerungen



# Erinnerungen

Claus von Rosen

Old Guard Press

Published in the United Kingdom in 2015  
for Old Guard Press by  
Shearsman Books  
50 Westons Hill Drive  
Emersons Green  
BRISTOL  
BS16 7DF

Shearsman Books Ltd Registered Office  
30–31 St. James Place, Mangotsfield, Bristol BS16 9JB  
(this address not for correspondence)

ISBN 978-1-84861-410-9

Copyright © The Estate of Claus von Rosen, 2015.  
Vorwort, Nachwort copyright © Detlev von Rosen, 2015.

The right of Claus von Rosen to be identified as the author  
of this work has been asserted by his Estate in accordance with the  
Copyrights, Designs and Patents Act of 1988.

# Erinnerungen



## VORWORT

Das Gebiet, das als Baltikum bezeichnet wird, wurde im 12. Jahrhundert von Deutschen Kreuzrittern erobert und besetzt. Sie blieben als eine führende Schicht bis 1920 als die drei freien Staaten Estland, Lettland und Litauen entstanden. Mein Vater wurde im Jahr 1904, am Ende der 700 jährigen Kolonisation, in dem was Lettland werden sollte, geboren.

Diese Menschen bezeichneten sich als Balten. Sie wurden von den neuen Herrschern nicht herausgeworfen sondern konnten bleiben, allerdings ohne ihre früheren Privilegien und ohne das meiste ihres Vermögens. Doch verblieben die meisten in dem Lande das sie als ihres sahen.

1939 machte Deutschland ein „heimliches“ Abkommen mit der Sowjetunion. Deutschland würde Teile von Polen, die es im ersten Weltkrieg verloren hatte, besetzen. Die Sowjets würden die drei Baltischen Staaten besetzen. Erst aber würde Deutschland die deutschsprechenden Balten auf deutsches Territorium umsiedeln.

Die Umsiedlung bedeutete daß die Balten die es wollten, ihren Besitz im Baltikum verlassen, nach Deutschland ziehen und dort ähnlichen Besitz bekommen konnten. Viele baltische Familien wurden von Oktober 1939 ab umgesiedelt.

In unserem Fall wurden wir auf einem Dampfer namens *Oceana* von Tallinn [Reval], in Estland nach Gdynia, in dem Teil von Polen der von Deutschland frisch besetzt worden war, verschifft. Wir bekamen ein Haus in Poznań [Posen] und eine Likörfabrik, was ungefähr dem entsprach das wir in Estland zurückgelassen hatten. Estland wurde 1940 von der Roten Armee besetzt, und kurz danach in die Sowjetunion inkorporiert.

Wir blieben in Poznań bis kurz vor dem Ende des Krieges und meine Schwester Christina und ich gingen dort in die Vorschule. Unser Vater war zunächst in Tallinn zurückgeblieben um Bürokratie, die mit unserer Umsiedlung zu tun hatte, zu erledigen. Er besuchte uns, sporadisch, in Poznań. Anfangs waren es unsere Mutter mit zwei Kindern, Christina und ich aber 1940 wurden die Zwillinge Uta und Dietz geboren und 1944 Bettina.

1941 fiel Deutschland Russland an. Balten die nach Deutschland umgesiedelt waren, wurden deutsche Staatsbürger und unser Vater wurde in die deutsche Armee eingezogen. Er kam an die russische Front und wir sahen ihn nur wenn er, selten, auf Urlaub kam. Am Ende des Krieges

wurde er von den Russen gefangen genommen und in Arbeitslager gesperrt, wo er elf Jahre verbrachte.

Ich war achtzehn Jahre alt als er entlassen wurde, im Jahr 1955. Wir lebten schon in Schweden, wo wir als Flüchtlinge aufgenommen wurden. Er war ein Idol für mich, für den wir jeden Abend beteten und den ich hauptsächlich von Photographien zu Hause, die ihn jung und schön zeigten, kannte. Das war mein Vater.

Als ich ihn wieder sah, auf der Eisenbahnstation in Hameln, gleich nach seiner Entlassung, hatte er weißes Haar und war viel kleiner als ich. Es fiel mir schwer zu glauben daß dies mein Vater war. Ich erinnere mich nicht was wir einander sagten aber als ich ihn umarmte fühlte ich daß ich vorsichtig sein mußte um nicht seine Knochen zu brechen, so zerbrechlich und schwach wirkte er.

Unsere Mutter holte Papa in Friedland, ein schnell bereitgestelltes Empfangslager an der Grenze zwischen West und Ostdeutschland ab. Dort war er zu Fuß durch den Wald gehend angekommen, zusammen mit tausenden von anderen Gefangenen, die vom Gulag entlassen worden waren und mit Zügen aus den verschiedenen Arbeitslagern ganz Russlands gekommen waren. Bundeskanzler Adenauer war in Moskau gewesen und hatte die sofortige Entlassung aller Kriegsgefangenen als Voraussetzung für weitere Gespräche mit den Sowjet Leitern gesetzt. Das war im September 1955.

An dem Tage war ich gerade aus der Schule in Stockholm nach Hause gekommen als das Telefon klingelte. Es war ein Freund von uns, Gösta Gahlnbäck. Er wollte meine Mutter sprechen. Ich sagte ihm daß sie noch nicht von ihrer Arbeit zurück sei. „Ich habe den deutschen Rundfunk gehört. Sie lesen die Listen der Namen der Gefangenen die entlassen sind und sich in Friedland befinden. Ich hörte den Namen deines Vaters. Du mußt es deiner Mutter erzählen sobald sie nach Hause kommt.“

Kurz danach kam meine Mutter nach Hause. Ich öffnete ihr die Haustür und sagte: „Gösta Gahlnbäck hat angerufen. Papa ist in Friedland. Er hat seinen Namen im Radio gehört.“ Sie sah mich an, erstarrt, für einen kurzen Augenblick. Dann drehte sie um und eilte die Treppen hinunter und auf die Straße wo ihr Volkswagen Käfer geparkt war. „Ich fahre ihn abholen. Sieh nach der Familie!“ Sie stieg ins Auto und fuhr weg. Von Stockholm nach Friedland sind es zirka 1200 km und sie hatte den ganzen Tag gearbeitet.

Irgendwo in Dänemark ungefähr 800 km südlich von Stockholm, hielt sie an um an einer kleinen Tankstelle zu tanken. Nachdem der



Besitzer den Tank gefüllt hatte sagte er. „Sie sollten nicht weiter fahren. Sie sehen sehr müde aus. Ich kann ihnen hier eine Unterkunft verschaffen. Sie sollten sich ausruhen.“ „Nein danke“ antwortete sie, „ich muß weiter fahren.“ „Was ist so wichtig?“ fragte er. Sie antwortete „Ich bin unterwegs um meinen Mann in Friedland abzuholen.“ Ohne noch ein Wort zu verlieren holte der Mann seinen Mercedes aus der Garage und stellte Mutters VW hinein. Er machte seine Tankstelle zu und fuhr Mutter bis nach Friedland – in Deutschland.

Als sie angekommen waren, Mutter auf dem Hintersitz schlafend, war es dunkel und nichts schien sich im Lager zu bewegen. Eine Lampe leuchtete aus einer der hohen Fichten. Mutter stellte sich unter die Lampe und rief unseren Familienruf, den wir benutzen wenn wir draußen sind und Kontakt mit einander suchen: „Juuukoaaai!“ Es kam keine Antwort, aber ein Mann kam auf die Lampe zu. „Hillo?“ fragte er. „Ja!“ antwortete sie. „Claus ist im Lager und schläft wahrscheinlich. Er kann sie wohl auch nicht hören, denn er ist ziemlich taub. Ich werde sie zu ihm bringen.“ „Wie kommt es daß sie unseren Ruf kennen? Und wie wußten sie daß ich es war?“ fragte Mutter. Er antwortete: „Ich bin Jahrelang mit Claus im selben Lager gewesen und ich weiß alles über sie und ihre ganze Familie.“

Unterdessen war ich in einem Schlafwagen mit dem Expresszug von Stockholm nach Deutschland unterwegs. Gleich nachdem Mutter aus Stockholm losgefahren war, rief unser Freund wieder an um sich zu erkundigen wie es gegangen war. Ich erzählte es ihm und er sagte: „Du mußt sofort nachfahren. Ich rufe gleich wieder an mit Instruktionen.“ In einigen Minuten war er wieder am Telefon: „Fahre sofort zur Zentralstation. Ich werde auch dort sein mit einer Fahrkarte für den Nachtzug nach Deutschland. Mach aber schnell, der Zug geht in einer Stunde!“ Ich rannte hinaus und nahm die U-Bahn zur Zentralstation, wo unser Freund schon mit der Fahrkarte in der Hand wartete. Am nächsten Tage war ich in Hameln wo Vater seine offizielle Residenz angegeben hatte, bei einer Cousine von ihm. Mutter war mit Vater am vorigen Tage dorthin gefahren. Jetzt holten sie mich von der Station ab, Mutter und Vater, arm in arm.

Vater kam nicht gleich nach Schweden, zu seiner Familie, sondern blieb beinahe ein Jahr in Deutschland und besuchte frühere Mitgefangene aus den Lagern. Um die Umstellung zu überleben suchte er vielleicht erst die Stütze seiner Kameraden, die wußten was es bedeutete den Gulag überlebt zu haben.

Als Vater dann nach Schweden kam, um mit uns zu leben, sah er schon ganz anders aus. Größer, gerader und stärker. Er war zurück zu seinem normalen Gewicht. Er trainierte und machte täglich Gymnastik. Wenn ich auf Urlaub von dem Kavallerieregiment im Norden Schwedens, wo ich meine Wehrpflicht machte, kam, liefen wir abends 4 Kilometer, Seite an Seite, durch den Wald. Wir sprachen mit einander und lernten einander kennen.

Ich hatte ein respektvolles, leicht distanzierendes, Verhältnis zu ihm. Er hatte daß alles durchgemacht! Und war es vielleicht unsere Schuld? Meine, meines Bruders, meiner Schwestern? Ich fühlte oft einen Hauch von schlechtem Gewissen in seiner Gegenwart.

Als ich aufwuchs und mein Leben aufbaute und er sich zur jetzigen Gesellschaft anpaßte, fühlte ich mich mehr gleichwertig mit ihm und unsere Gespräche veränderten sich. Ich fragte ihn über seine Rolle im Krieg. Es gab Bücher und Filme über Greuelthaten der Deutschen bevor und während des Krieges. Ich dachte daß ich Information aus erster Hand von meinem Vater, der das alles so nah und dramatisch erlebt hatte, bekommen konnte. Aber seine Antworten waren vage und bestanden oft aus langen Geschichten über historische Entwicklungen, die zu dem führen könnten worüber ich fragte. Als ich dann insistierte und fragte: „Wußtet ihr von dem deutschen Programm die Juden und andere zu vergasen?“ antwortete er nicht „ja“ oder „nein“, was ich von ihm erwartet hatte, sondern er sprach von dem Unterschied zwischen der Russischen Front und dem Rest des Krieges und wie Wesensverschieden die verschiedenen Kriege voneinander waren und daß er, persönlich, nie so was mitgemacht oder gesehen hatte was ich andeutete. Ich wollte das glauben, ich wollte meinem Vater glauben, aber ich konnte es nicht. Wie war es möglich daß jemand der so von allem interessiert, so informiert und so kultiviert war wie er, etwas was um ihn herum passierte, ignorieren konnte?

Die Antwort bekam ich an einem seiner letzten Tage.

Wir hatten am Ende ein sehr gutes Verhältnis, vielleicht mehr eine Freundschaft als ein Vater-Sohn Verhältnis. Meine Eltern verbrachten längere Perioden hier in Portugal, wo ich seit 1969 lebe, und wir sahen einander oft. Sie wohnten aber hauptsächlich in Franken, zusammen mit meiner Schwester Uta und ihrer Familie.

Papa schrieb seine Memoiren und schickte sie mir. Als er einige Monate später zu Besuch kam, fragte er mich ob ich sie gelesen hatte. „Ja“ antwortete ich. „Und, was fandst du?“ Ich dachte daß ich jetzt ehrlich

antworten konnte, denn er hatte mich um meine Meinung gefragt. Ich antwortete: „Sie sind sehr interessant und engagierend aber man fühlt daß du viel ausgelassen hast. Wenn es richtig interessant wird fängst du ein neues Kapitel an und erzählst von was anderem.“ „Alles was ich schreibe ist meines Wissens richtig“, antwortete er, „ich kann was ausgelassen haben aber ich habe nichts übertrieben oder ausgedacht. So bin ich. Du würdest viel amüsantere und engagierendere Memoiren schreiben aber sie würden vielleicht nicht ebenso akkurat sein.“ „Wahrscheinlich“ antwortete ich, „aber du hast große Teile Deines Lebens ausgelassen.“ Wir sprachen nie mehr wieder über die Memoiren.

Mehrere Jahre später besuchte ich Vater in Franken als er 94 Jahre alt war und immer schwächer wurde. Sein Arzt hatte uns gesagt daß Vater eigentlich nicht besonders krank war, aber daß alles verschlissen war. Während einem seiner letzten Abende – wir saßen an runden Tisch in seiner Wohnung – nahm er meine Hand, lehnte sich herüber zu mir und sagte mit schwacher aber klarer Stimme: „Wir wußten alles!“ Diese Worte waren damals – und sind bis zu diesem Tag – zwischen den wichtigsten die ich je gehört habe. Mit diesen drei kurzen Worten blößte Vater mir seine Seele und wurde humaner und mehr fallibel, in meinen Augen.

Er lebte nur noch wenige Tage und als er gestorben war fanden wir einen Zettel mit seiner Handschrift auf dem Tisch an dem er gegessen hatte. Drauf stand: „Ich bitte alle um Verzeihung.“



Die Welt, aus der ich stamme, war ganz anders als die heutige, und die Stadt, aus der ich komme, ist für heutige, jüngere Menschen schwer vorstellbar. Riga war eine moderne Großstadt, gleichzeitig vielleicht auch ein Anachronismus, ebenso wie die drei baltischen Provinzen mit ihrer ritterschaftlichen Verwaltung. Diese funktionierte bis 1919, während vergleichbare gesellschaftliche Strukturen in Deutschland oder Schweden schon ein Jahrhundert früher aufgehört hatten zu existieren. Riga war eine Hansestadt, hervorgegangen aus deutschen Eroberungen des 13. Jahrhunderts. Ihre Prägung war immer noch deutsch, obwohl sie als Hauptstadt der Provinz Livland und als Sitz eines russischen Gouverneurs zum Russischen Reich gehörte.

Während die Bürgerschaft im Mittelalter überwiegend deutsch war, hatten sich durch Zuwanderung von Letten, Russen, Polen und Juden im Zuge der Industrialisierung die Verhältnisse geändert. Vor dem ersten Weltkrieg hatte die Stadt etwa eine halbe Million Einwohner. Davon waren nur etwa 60.000 Deutsche, die allerdings den Stadtkern an der Düna mit der edlen Silhouette der Kirchtürme, mit seiner in Jahrhunderten gewachsenen Infrastruktur, wie auch die anschließenden Wohngebieten dominierten.

In Riga geboren (1904) und in einer deutschen Familie aufgewachsen, von ebensolchen Verwandten und Bekannten umgeben, hatte ich, ohne viel darüber nachzudenken, damals das Gefühl, in einer deutschen Stadt zu leben. Ähnlich empfanden wahrscheinlich die meisten. Bei Einkäufen wäre man nie auf den Gedanken gekommen, in einem Laden anders als Deutsch zu sprechen.

Auf dem Markt am Dūnkaļi war es anders, dort sprach man Lettisch, zum Teil vielleicht auch Russisch. Es war ein buntes Bild. Ich bin oft mit meiner Mutter auf dem Markt gewesen und ich sehe noch, wie sie die Butter kostete. Man kaufte Butter nach Geschmack. Ein Stückchen der Käuferin mit dem Messer gereicht, man ließ es auf der Zunge zergehen, den Kopf etwas erhoben, wie Vögel tun, wenn sie Wasser trinken.

Obwohl wir lettische Hausangestellte hatten, haben meine Brüder und ich die Sprache nicht erlernt. Das ist aber eine Ausnahme.

Mein Vater stammte aus Estland und konnte wohl Estnisch, aber nicht Lettisch sprechen. Darum wurde mit den Hausangestellten Deutsch gesprochen. Nur Mutter gab ihre Anweisungen in lettischer

Sprache, dafür verstand sie aber kein Estnisch und fast kein Russisch. Beide Eltern legten aber großen Wert darauf, daß wir Kinder gut Russisch lernten, denn Rußland war unser Hinterland, und wer im Leben weiterkommen wollte, mußte die Sprache beherrschen. Außerdem war seit der Russifizierung, die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts begann, die Amtssprache im Baltikum Russisch. Bis zu dieser Zeit war die Amtssprache Deutsch. Riga war eine kosmopolitische Stadt, die deshalb und auch wegen ihrer Eleganz und ihrer breiten Boulevards „Klein Petersburg“ genannt wurde. Es gab ein Deutsches Stadttheater (an dem Richard Wagner Kapellmeister gewesen war) und ein russisches Theater, wahrscheinlich auch entsprechende lettische Einrichtungen. Ich war noch zu jung und habe nur gesehen, wie die Eltern sich festlich anzogen und mit einem Fuhrmann wegfuhr. Man nannte eine Droschke mit Kutscher und Pferd „Fuhrmann“. Man konnte sich in einen Fuhrmann setzen. „Fuurio!“ rief man um Droschke oder Fuhrmann zu bekommen. Im Winter war der Fuhrmann ein Schlitten und das Pferdegeschirr war dann mit Schellen besetzt, die lustig bimmelten.

Der erste Schlittentag im Jahr war immer ein wichtiges und mit Freude begrüßtes Ereignis. An sonstigen Verkehrsmitteln gab es in Riga Trambahnen. Auf den Straßen sah man häufig elegante Privatkutschen und schöne Pferde. Autos waren am Anfang des Jahrhunderts noch verhältnismäßig selten. Die wenigen, die man sah, hatten mehr Individualität und Charme als die heutigen Jedermannsflitzer. Heute sieht man die alten Karossen nur in Museen oder im Besitz von Oldtimerfans.

Für den öffentlichen Verkehr auf der Düna gab es viele kleine Dampfer, die noch ganz wie in Großmutter's Bilderbuch schwarzen Rauch und weißen Dampf aus richtigen Schornsteinen pafften. Sie verbanden die beiden Ufer der Düna, die eigentliche Stadt die „überdünschen“ Gebiete, Torensberg, Hagensberg und so weiter. Ursprünglich hatten Rigaer Patrizierfamilien außer ihren Stadthäusern auf dem rechten Dünaufer, sich auf dem linken Ufer Sommersitze geschaffen, die sogenannten Höfchen, die „auf dem Lande“ lagen. Bienendorf, Weissendorf, Schwarzenhof, Ebelshof, das Höfchen der Klots und noch andere sind so angelegt, daß der Hausherr morgens mit seinen Pferden über die Dünabrücke zu seiner Firma in der Altstadt fahren konnte. Später fuhr man mit dem Dampfer. Die Höfchen stammten meist aus der Zeit des Spätbarock und des Klassizismus. Sie sind nach menschlichem Maß gewachsene Kleinode der Gestaltungskunst. Was sie ausstrahlen ist weniger Repräsentation als kultiviertes Wohlleben. Sicher gehören

die Rigaer Höfchen zu den schönsten Beispielen beseelter Architektur. Heute sind sie vermutlich nicht mehr von Wiesen und Weiden umgeben, sondern von vorstädtischer Bebauung umschlossen.

Mutter ist in Wenden, in Livland, geboren. Die Ruine der Ordensburg Wenden hat eine ergreifende Geschichte: Die Belagerten haben sich, um nicht den Truppen Iwans des Schrecklichen in die Hände zu fallen, zusammen mit den Flüchtlingen, die in der Burg Schutz gesucht hatten, in die Luft gesprengt.

In Wenden befand sich auch die Residenz des Ordensmeisters Plettenberg, eines bedeutenden Politikers und Feldherrn, dem es 1502 gelungen war, durch einen Sieg über eine russische Streitmacht dem Lande 50 Jahre Frieden zu bescheren.

Meinen Großvater mütterlicherseits habe ich nicht gekannt. Die Großmutter teilte ihr Leben zwischen Sohn und Tochter. Eine zweite Heirat lehnte sie ab, weil sie ganz für ihre Enkel und Kinder da sein wollte. Sie war ein Faktor während meiner ganzen Kindheit, sehr geliebt.

Mein Vater war Maler und hatte an der kaiserlichen Kunstakademie in Petersburg, teilweise bei Timoleon Neff studiert, in Düsseldorf bei Gebhardt und Drucker. In Rom hat er seine Studien vervollständigt. In Riga leitete er zuerst die Kunstschule von Jung-Stilling. Hier lernte er meine Mutter kennen, die seine Schülerin war und ihr Zeichenlehrerinnendiplom machte. Die Schule war von sich aus nicht berechtigt, ein Diplom auszustellen, die Arbeiten mußten nach Petersburg geschickt werden. Ich habe noch lange die Diplomarbeit meiner Mutter, ein Stilleben in Kohle, verwahrt, das mit einem großen russischen Siegel versehen war. Mein Vater, der sich des Altersunterschiedes von 26 Jahren bewußt war, hatte es nicht gewagt, sich meiner Mutter zu erklären, obwohl ihm durchaus danach zumute war. Das Eis wurde erst gebrochen als eine gemeinsame Freundin, Kitty Engelhardt, meinem Vater einen Wink gab. Die Trauung war im Kapitelsaal des Domes. Als das Brautpaar aus der Kirche trat stand draußen ein Spalier von Hochzeitsgästen mit Fackeln und es herrschte eine feierliche Stille. In die Stille hinein setzte mein Vater seinen Chapeau Claque auf, der mit einem Knall, ähnlich einem Kanonenschuß, seinem Namen alle Ehre machte. Das trug sehr zur Lockerung der Stimmung bei.

Die erste Wohnung meiner Eltern war in der Nevastraße. Dort wurde mein älterer Bruder 1903 geboren. Ich kam in der nächsten Wohnung zur Welt, Puschkinboulevard 6. Dort wurde auch mein Bruder Jürgen geboren, als ich drei Jahre alt war. Ich erinnere mich genau

an die Stimmung im Hause. Es erschien die korpulente rotgesichtige Hebamme, Frau Schlachat, mit einem schwarzen Kofferchen. Ich sah sie im Flur, den sie mit Lysoformdüften erfüllte. Sie wurde sofort durch den hinteren Korridor weitergeleitet. Ich befand mich im Saal, dessen Flügeltüren zum Flur hin geschlossen waren. Nach einiger Zeit erschien das Kindermädchen und sagte mir: „Schade, daß du nicht da warst, sonst hättest Du den Storch sehen können. Er hat ein Brüderchen gebracht und ist eben weggeflogen.“

Einige Zeit vor der Geburt meines Bruders war die Russische Revolution von 1905/06, im Anschluß an den Russisch-Japanischen Krieg. Ich habe nicht viel davon gemerkt, weiß nur, daß mein Vater, wenn er ausging, immer einen Revolver einsteckte. Einen Eindruck von der Unsicherheit bekam ich, als die Schwester meiner Mutter, meine heiß geliebte Tante Dudi, in die Stadt gegangen war, um Zießchen zu kaufen. Zießchen sind kleine Würste („Was die Zießchen unter den Würsten, das sind die Lievens unter den Fürsten“). Meine Großmutter, mit der ich im Saal war, war sehr unruhig. Sie stürzte beim ersten Geräusch hinaus und schloß die Tür hinter sich, damit ich nichts merke. Aber doch sah ich Tante Dudi (mit oder ohne Zießchen) ganz bleich und verstört. Sie hatte eine Schießerei auf der Straße miterlebt, wo es auch Leichen gegeben hatte. Sonst kann ich mich nur erinnern, aber sicher nur aus Erzählungen, daß mein Vater eine Zusammenrottung vor unserem Vorgarten mit dem Gartenschlauch auseinandertrieb.

Wir drei Brüder verstanden uns immer gut, zankten uns aber auch manchmal, wie sich's gehört. Für mich war es ein Problem, solch einen Zank auszutragen. Für mich war es nämlich ganz natürlich, mich zu prügeln, während mein Bruder Bengt ausgesprochener Prügelgegner war. Mein Bruder und ich hatten eine große Schmetterlingssammlung. Früher gab es ja viel mehr Schmetterlinge als heute, es wimmelte förmlich. Wir hatten alles, was dazu nötig war: die einschlägigen Bücher, Glasvitrinen, in denen die Schmetterlinge aufgespießt wurden, Herbarien, Äther zum Betäuben etc. Wir sammelten auch die Raupen und fütterten sie mit den Blättern, die sie am liebsten haben und beobachteten, wie sie sich erst erstaunlich schnell groß und dick fraßen, dann ermüdeten und sich verpuppten. Wenn die Puppe aufbricht, kommt ein feuchtes Wesen hervor, einer Puppe immer noch ähnlich. Es hat eng am Leib seine zusammengefalteten Flügel, steht auf wackeligen Beinchen da und entfaltet die runzeligen Flügel ganz langsam mit Hilfe von Vibrationen, bis sie weit ausgespannt und trocken sind. Dann erhält der Schmetterling



den Impuls, sich der Luft anzuvertrauen. Ich bin heute noch von diesem Vorgang fasziniert, wenn ich daran denke.

Den ersten Unterricht erhielten wir in privaten Kreisen, nie mehr als zwölf Kinder umfassend, Jungen und Mädchen. Der Unterricht wanderte zwischen drei oder vier Wohnungen von Eltern, die genügend Platz hatten. Ich kann mich daran erinnern, daß bei uns, bei Sascha Nolde und beim lettischen Maler Rosenthal Schule gehalten wurde. Es war übrigens ein seltener Fall, daß ein Lette so selbstverständlich in einem deutschen Kreis aufgenommen wurde. Das lag wahrscheinlich an der Einstellung meines Vaters.

Im Laufe der Rigaer Jahre wurde mein Vater an das dortige Polytechnikum berufen. Er wurde Professor und Staatsrat. Ich bewahre von ihm ein sehr geliebtes Bild: die bunten Stockrosen im sommerlichen Garten des Schlosses Kummerow in Pommern. Die dort wohnenden Maltzahns waren Freunde meines Vaters. Ich war dort fast wie zu Hause, aber das gehört erst in die Zeit zwischen den beiden Kriegen.

Meine ganze Kindheit hat sich in Riga abgespielt. In der aller schönsten Wohngegend der Stadt hatten wir eine Etage in einem Haus, das von Grün umgeben war. Bei Kriegsausbruch war ich neun Jahre alt. Ich erinnere mich, wie wir uns alle danach sehnten, die Deutschen mögen einmarschieren. Tatsächlich wurde um Riga etwas gekämpft. Aber bald waren die Deutschen an der Düna und die Hauptfrage bei uns, die wir im Norden waren, hieß: „Wann kommen sie denn endlich bis zu uns?“

Deutschland hatte im ersten Weltkrieg kein Kriegsziel. Es bestand kein uferloser Drang nach Osten. Kurland wurde 1914 im Zuge der Abwehr der russischen Invasion (Schlacht bei Tannenberg) bis zur Dünalinie besetzt. Riga wartete jahrelang vergeblich auf die deutschen Truppen.

Verschiedene Balten nutzten ihre Beziehungen in Berlin aus, um die deutsche Heeresleitung zu einer Besetzung des ganzen Baltikums zu bewegen. Seitens des Auswärtigen Amtes wurden jedoch Schwierigkeiten gemacht. Schließlich wurde von der Heeresleitung die Bedingung gestellt, daß auch Esten und Letten in überzeugender Anzahl den Wunsch nach „Befreiung durch deutsche Truppen“ äußern müßten. Daraufhin haben mehrere Herren auf unserer Seite unter Einsatz ihres Lebens Unterschriften gesammelt. Die Listen wurden nach Berlin geschmuggelt; erst dann erfolgte der weitere Vormarsch.

Das sind allerdings Zusammenhänge, die ich erst sehr viel später erfahren habe.

Im September 1917 wurde Riga durch deutsche Truppen befreit. Obwohl ich erst zwölf Jahre alt war, kann ich sagen, es war einer der glücklichsten Tage meines Lebens.

Ich bin damals viel draußen herumgestreunt und beobachtete die Truppenbewegungen auf der anderen Seite der Düna. Meine Eltern nahmen alles mit großer, innerer Anteilnahme wahr. Das „Kaiserin-Augusta-Regiment“ war das erste, das einzog. Meine Eltern bekamen einen Wink und gingen zum Bahnhof. Das Regiment kam mit der Bahn und wurde am Hauptbahnhof ausgeladen. Es hatte sich eine ganze Gruppe von Bekannten dort versammelt, unter ihnen auch Herr und Frau von Klot (Freunde meiner Eltern). Ich erinnere mich genau an sie. Frau von Klot war eine geborene Plettenberg und war Hofdame der Kronprinzessin gewesen. Als der Kommandeur an der Spitze des Regiments angeritten kam, sah er die Klots und ließ Herrn von Klot sofort ein Pferd geben. Er schwang sich – in Zivil – in den Sattel und ritt hoch zu Roß in Riga ein. „Wie ein schlotterndes Fragezeichen“, sagte meine Mutter (er war so lang und dürr).

Die ganze Stadt befand sich in einem Freudentaumel, ich taumelte mit. Ob die Letten auch taumelten sei dahingestellt, aber ich glaube sicher, daß es viele gab, die sich auch mitfreuten.

Manchmal bekamen unsere Taumel einen Dämpfer. Es wurde beschlossen, eine Gedenkmünze prägen zu lassen. Stadtkommandant von Riga war ein Herr von Alten. Mein Vater hatte einen Entwurf gemacht – eine Münze mit den Türmen Rigas und auf der anderen Seite ein Schwert mit der aufgehenden Sonne. Rundherum eine Schrift: „Am 2. Sept. 1917 wurde Riga befreit.“

Aber Herr von Alten lehnte den Text ab. „Befreit? Mit welchem Recht sprechen wir von Befreiung? Sie ist von Deutschen besetzt!“ Schließlich kam ein Kompromiß zustande: „...ward Riga frei.“ Ich habe nie verstanden, was daran besser sein sollte. Aber er war sich natürlich klar, daß von 500.000 Einwohnern nur 60.000 Deutsche waren.

Da wir ja nun in der Okkupationszeit sind, werde ich da fortfahren. Für uns war Deutschland etwas Lichtes, das Land der Biederkeit, wo alles funktioniert. Rußland empfand man – jedenfalls in Riga – als das Finstere. Mein Vater, ganz unpolitisch, befürwortete immer, (schon vor dem Krieg), einen Ausgleich zwischen den nominell immer noch führenden Deutschen und der lettischen und estnischen Bevölkerung der Ostseeprovinzen. Er hatte auch einmal einen Verein gegründet,

dessen Ziel die Verständigung zwischen den Nationalitäten sein sollte. Dieser Verein hatte ein einziges Mitglied und das war er selbst. Man hielt nichts von einer solchen Verständigungspolitik. Wenn man etwas davon gehalten hätte? Ob man etwas hätte retten können – ich weiß es nicht... Aber in Finnland ist es ja anders gelaufen.

Lenin machte den Frieden von Brest-Litovsk, klug genug zu wissen, daß er nicht weiter konnte. Seine desolate Armee stand der intakten deutschen gegenüber. Die deutsche Armee entschloß sich weiter zu marschieren, infolge der Hilferufe von Riga und Reval.

Bei Beginn des Krieges wurde sofort das Deutschsprechen auf der Straße verboten, ebenso deutsche Inschriften. Das Stadttheater in Riga hatte die Inschrift „Die Stadt den darstellenden Künsten“. Das wurde zugedeckt. Selbst die Gullis, „Nevermann & Co“, mußten verändert werden. Der Firmenname wurde herausgemeißelt und Asphalt hineingeschmiert. Die Namensschilder an den Wohnungen hatten zu verschwinden. Wir waren sehr befreundet mit den Familien Springer und Kraus. Theo Kraus war Porträtmaler. Er zeichnete für Familie Springer ein unverdächtiges Wohnungsschild in Form eines Schachspringers. Wir Kinder amüsierten uns, beim Spiel an den Eisenbahngleisen den Namen Krupp zu entdecken. Der blieb auch, man konnte ja die Schienen nicht wegreißen. Alle Kirchenglocken wurden runtergeholt und auf ein Schiff verladen. Die riesigen Domglocken standen lange Zeit auf dem Domplatz, wo ich immer wieder hinging, um mit Vergnügen das Spruchband der großen Glocke zu lesen: „Gott schütze uns vor der Pestilenz und den Reußen.“ Eines schönen Tages wurden die Glocken verladen. Im Mohnsund ging das Schiff unter.

Die persönliche Sicherheit war sofort nach Kriegsausbruch ständig gefährdet. Es wimmelte überall von Spitzeln, und die Behörden hörten gerne auf Denunzianten. Aufgrund von ganz unsinnigen Denunziationen konnte man nach Sibirien verschickt werden.

Am Anfang des Krieges, besonders als noch russische Truppen in Ostpreußen waren, gab es verhältnismäßig viele Gefangene. Für die war unzureichend gesorgt. Für die Gesunden fehlte es an Kleidung und für die Kranken an Verbandzeug. Es bildete sich sehr schnell eine Organisation, die Hilfsgüter beförderte. Diese wurden in allen deutschen Häusern gesammelt und alles rupfte Scharpie. Eines Tages wurden in allen baltischen Städten diese Organisationen aufgehoben und die Beteiligten nach Sibirien verschickt. Auch meine Eltern hielten ihre Koffer bereit.

Nach der Revolution nahm diese Verfolgung ungeordnetere Formen an. Aus diesem Grunde wurde natürlich, nicht nur von uns, sondern auch von einem sehr großen Teil der lettischen Bevölkerung, der Einmarsch der deutschen Truppen als Befreiung empfunden.

Der Wunsch, lieber zu Deutschland als zu Rußland zu gehören ist aber nicht erst damals entstanden, sondern bestand schon seit Generationen. Und zwar weil die von Peter dem Großen zugesicherten Freiheiten (Ritterschaftliche Selbstverwaltung, Deutsch als Landessprache, die evangelisch lutherische Konfession, die deutsche Städteordnung) von seinen Nachfolgern ständig beschnitten wurden. Es wurde eine ganz gezielte Russifizierungspolitik betrieben. Seit der Regierung Alexanders III wuchsen innerhalb der russischen Bevölkerung panslawistische und chauvinistische Einflüsse immer stärker. Das russische Imperium, ein Vielvölkerstaat, versuchte in zunehmendem Maße, die nichtrussischen Gebiete zu russifizieren und ihnen ihre eigenständige Kultur zu nehmen. Den baltischen Privilegien, die sich seit dem deutschen Mittelalter organisch im Westeuropäischen Sinne entwickelt hatten, wurde eine wesensfremde russische Bürokratie aufgestülpt, die russische Städteordnung und Gerichtsbarkeit aufgezwungen. An Stelle der von Peter I garantierten deutschen Landessprache wurde Russisch eingesetzt.

Ich erinnere mich an einen Kinobesuch mit Mutter. Im Kino Orbis wurde in der Wochenschau eine Prozession in Petersburg gezeigt. Hinter den Popen mit dem Heiligenbild fuhr das Kaiserpaar in einem offenen Auto. Dahinter, zu Fuß im offenen Militärmantel schritt Onkel Werner Kügelgen. Ich rief erfreut und viel zu laut „Onkel Werner!“ Mutter brachte mich erschrocken zum Schweigen. Wenn ein Spitzel uns Deutsch sprechen gehört hätte, wäre ein schlimmes Ende zu erwarten gewesen.

Da fällt mir ein, daß ich noch etwas über Kaiser Wilhelm erwähnen will. Ein Höhepunkt für die deutsche Bevölkerung Rigas war ohne Frage der Besuch Kaiser Wilhelms II. Das war im Jahre 1917. Man strömte zum Exerzierplatz auf der Esplanade, die etwa in der Mitte des Stadtgebietes liegt. Selbstverständlich waren Platz und Zugänge durch spaliertehende Soldaten abgesperrt. Ich stand, und wahrscheinlich auch meine Mutter und mein Bruder Bengt, auf einem Weg zwischen den Grünanlagen, weil wir annahmen, daß der Kaiser von dort aus die Esplanade betreten würde. Das tat er auch, so daß ich ihn und den Kronprinzen auf zwei Meter Entfernung gesehen habe. Die Freude war so außerordentlich und unvergeßlich, weil man in Wilhelm II. so etwas wie den Garanten für eine bessere Zukunft zu sehen glaubte. Das war wohl Ende 1917. Es war

das Jahr der Russischen Revolution, die uns nicht betraf. Wir waren ja gegen Rußland abgesichert durch die deutschen Truppen.

In jener Zeit verkehrten mehrere deutsche Offiziere bei meinen Eltern. Meist kamen sie abends, wenn wir Kinder schon schliefen, aber wir hörten viel über sie aus den Gesprächen der Eltern. Einen von ihnen kannten wir auch persönlich: Oberst Brockhausen, verheiratet mit einer Tochter von Hindenburg. Während wir in Riga, und in dem von deutschen Truppen besetzten Gebiet nördlich davon, Ruhe und Ordnung genossen, waren Nordlivland und Estland noch in russischer Hand.

Eines Nachts wurde der gesamte männliche deutsche Adel verhaftet und mit der Bahn nach Sibirien verschleppt, alle unsere Verwandten, darunter auch Onkel Lux von der Revaler Spritfabrik, der jüngste Bruder meines Vaters. Die Kunde von dem Ereignis warf einen Schatten auf die allgemeine Freude. Bei den Verhandlungen für den Separatfrieden zwischen Deutschland und der inzwischen etablierten Leninregierung wurde von deutscher Seite, soviel ich weiß auf Wunsch Wilhelms II., eine Rückführung der Verschleppten ultimativ gefordert. Die Verschleppten erwarteten im Gefängnis von Krasnojarsk ihre Erschießung. Für sie völlig unerwartet wurden die Zellentüren aufgerissen. Ein Mann schritt den Korridor entlang und rief in jede Zelle hinein: „Auf Befehl seiner Majestät des Deutschen Kaisers, Sie sind frei!“ Man stelle sich vor – im hintersten Sibirien! Eines Tages lief der Zug auf dem Güterbahnhof in Riga ein, um am folgenden Tag nach Reval, das inzwischen von den deutschen Truppen befreit worden war, weitergeleitet zu werden. Wir bekamen einen Wink, und ich raste in größter Aufregung einige Häuser weiter in das Atelier meines Vaters, der an seiner Staffelei saß und an einem Ölgemälde arbeitete. Sicher hat er noch nie seinen Pinsel so rasch weggeworfen, wie bei dieser von mir überbrachten Nachricht. Ohne säumen eilten wir alle auf den Güterbahnhof, wohin auch viele andere Verwandte und Angehörige der Befreiten unterwegs waren. An einem langen Zug entlang standen sie alle, in Jagdpelze gekleidet und mit Fellmützen auf den Köpfen. Das war das dritte große Glückserlebnis, das aus dem allgemeinen Freudentaumel der Okkupationszeit herausragt.

Dann kam der 9. November 1918, der Tag der deutschen Revolution, und alle Herrlichkeit hatte bald ein Ende.

Die deutsche Armee hatte in Frankreich kapituliert. Die Entente, die den Frieden von Brest-Litovsk selbstverständlich nicht zur Kenntnis nahm, verlangte den Abzug der deutschen Truppen aus dem Baltikum und anderen besetzten Ostgebieten. Das Baltikum war nun der nach-

drängenden russischen Armee schutzlos ausgeliefert. Kurz vor dem Einmarsch der Roten Truppen wurde aus den wehrfähigen Männern die freiwillige Baltische Landeswehr aus dem Boden gestampft, deren erste, unausgebildete Einheiten zusammen mit den letzten deutschen Truppen Riga in Richtung Kurland verließen.

Unmittelbar danach zogen die Roten ein und etablierten zusammen mit Rigaer Gesinnungsgenossen eine Verwaltung der Inkompetenz und des Schreckens. Hunger, Denunziationen und Verhaftungen waren an der Tagesordnung. Manche von uns, Freunde und Bekannte, wichen in den Wald aus und haben meines Wissens meist damit Erfolg gehabt. Meine Eltern hielten sich nicht für besonders exponiert und blieben zuhause. Eines Abends, als wir drei Brüder schon schliefen, erschienen Rotarmisten und nahmen meine Eltern mit. Meine Mutter kam ins Jungenschlafzimmer und verabschiedete sich von uns. Ein langer, offenbar lettischer Rotarmist, der harmlos aussah, stand in der Tür und paßte auf. Zurück blieben, außer uns drei Brüdern, die Großmutter Kieter und ihre anderen drei Enkelkinder, die Kinder von Onkel Heini Kieter, dem Bruder meiner Mutter.

Am nächsten oder übernächsten Tag wurde mein Vater wieder entlassen, weil er als Lehrkraft am Polytechnikum als ein nützlicher Mensch galt. Meine Mutter wurde in das Rigaer Zentralgefängnis gebracht, das ganz am Ende der Stadt, in der Moskauer Vorstadt liegt. Dort war sie mit einigen dreißig anderen Damen etwa fünf Monate in einer großen Zelle eingesperrt. Einmal in der Woche durften die Angehörigen den Gefangenen Nahrungsmittel bringen. Es war sehr schwierig, solche zu beschaffen, aber wir waren ständig bemüht, auf dem schwarzen Markt oder sonstwie Milch und anderes zu ergattern, um die Mutter bei Kräften zu erhalten. Wir pilgerten dann regelmäßig zum Zentralgefängnis. Wir hatten etwa eine Stunde zu gehen. Im Tor zum Innenhof des Gefängnisses war ein Tresen aufgebaut, auf den das Mitgebrachte gestellt werden mußte. An der Seite des Tresens war ein teuflisch aussehender „Stelzfuß“, der sich als Kommandant aufspielte. Einige Wachsoldaten und die Abordnung aus der Zelle nahmen die Lebensmittel in Empfang. Diese Abordnung bestand immer aus der Zellenältesten, Baronin Alice Wöhrmann, und einer anderen Dame. So geschah es, daß auch einmal meine Mutter am Tresen stand. Sie trug um die Schultern den rot-weißen turkestanischen Seidenschal, den sie auch auf dem von meinem Vater gemalten Portrait umhat. Diesen Schal hatte ihr mein Vater aus Moskau mitgebracht, wohin er 1915/16 mit dem ganzen Polytechnikum evakuiert war.

Die Haft der Mutter dauerte etwa fünf Monate. In der Zeit erhielten wir regelmäßig mit Bleistift geschriebene herausgeschmuggelte Briefe von ihr, die größtenteils noch erhalten sind. Außerdem hat meine Mutter in der Zelle ein Skizzenbuch mit Zeichnungen gefüllt. Das Buch ist ebenfalls erhalten.

Das Leben in der sogenannten Bolschewistischen Zeit war gekennzeichnet durch persönliche Unsicherheit, Hunger und die Hoffnung auf Befreiung. Das gesellige Leben existierte nicht mehr, doch war unsere Verbindung zur Familie des Porträtmalers Theo Kraus nicht abgerissen. Die drei Söhne, Hans, Otto und Lorenz, haben wir von frühester Jugend an bis 1919 täglich gesehen. Hans ist gestorben, Otto lebt heute in Nürnberg und Lorenz in Schwabach. Theo Kraus war durch seine Mutter, eine Kugelgen, ein Neffe meines Vaters. Seine Frau Annemarie, genannt Tante Kiechen, geborene Schilling, war eine Nichte meines Vaters.

Es gab noch Reste der deutschen Truppen und die inzwischen formierte baltische Landeswehr in einem Teil von Kurland. Von dort sollte die Rettung kommen. Die Landeswehr erstürmte Riga. Sie wurde unterstützt von der aus Freiwilligen der deutschen Armee gebildeten „Eisernen Division“ unter Major Fletcher. Beim Ritt über die Funkbrücke fiel der Kommandeur des Stoßtrupps der Landeswehr, Hans Manteuffel. Er war ein Bruder von Georg Manteuffel, dem späteren Bundestagsabgeordneten.

Ich trieb mich natürlich in der Nähe der Dünabrücken herum und erlebte die große Stunde. Die Vorhut der Befreier hatte sich zuerst zur Zitadelle, die unweit des Hafens liegt, hindurchgekämpft und die dort inhaftierten Männer befreit, die zum größten Teil der Ritterschaft angehörten. Als ich vorbeikam, sah ich sie alle in einer großen Gruppe in Erwartung ihrer Angehörigen. Ich riß im Übermut ein bolschewistisches Straßenschild „Rosa Luxemburg Straße“ ab und nahm es als Trophäe mit nach Hause. Freunde meiner Eltern kamen, um ihre Freude mit meinem Vater zu teilen.

Am nächsten Morgen, das war der 23. Mai 1919, machte sich der Vater mit uns drei Brüdern ganz früh auf, um die Mutter in Triumph heimzuführen. Als wir beim Zentralgefängnis angekommen waren, standen wir statt vor einem Tresen vor einem geschlossenen Tor. Es ließ sich niemand sehen. Es sammelte sich allmählich eine Gruppe von Menschen an. Für mein Gefühl mußten wir stundenlang warten. Dann öffnete sich im Tor eine Tür, in deren Rahmen ein mir Unbekannter auf einen Stuhl stieg, ein Papier ergriff und sagte: „Ich werde jetzt die Namen



der Erschossenen verlesen.“ Uns dann kamen meist Namen, die uns schon geläufig waren, weil wir durch die Briefe meiner Mutter über eine Anzahl ihrer Zellengenossinnen unterrichtet waren. Beim Namen „Alice Baronin Wörmann“ hörte ich meinen Vater murmeln, „Auch die!“ Wir dachten alle das Gleiche. Und dann geschah das Gefürchtete. Der Vater schrie auf. Ich konnte keinen Ton hervorbringen. In der Erinnerung wurde es um mich schwarz. Wir mußten den Rückzug antreten und gingen stumm heimwärts, wie ein geschlagenes Heer. Nur einmal sagte der Vater, der nie einer Fliege wehgetan hatte: „Das war der Stelzfuß. Mit meinen eigenen Händen könnte ich ihn erwürgen.“

Zu Hause mußte der Vater unserer Großmutter, seiner Schwiegermutter, die Nachricht bringen. Sie muß etwas geahnt haben, denn als die Tür geöffnet wurde, kam sie im Laufschrift mit einem Ausdruck der Angst. Sie verlor ihr siebentes und liebstes Kind. Nun mußte ein Sarg besorgt werden, was wegen der großen Nachfrage sehr schwierig war. Ich glaube, daß es meinem Vater gelang einen Tischler zu überreden, ganz schnell aus Tannenholz einen Sarg zu zimmern. Wir bestellten einen Mann mit einem Handwagen und gingen wieder zum Zentralgefängnis, begleitet von der Großmutter und der Cousine Paula, die bei uns wohnte. Vor dem Zentralgefängnis, rechts vorm ersten Eingang, befindet sich eine Baumgruppe. Der Vater und wir Brüder setzten uns unter diese Bäume auf etwas Gras, denn der Vater wollte nicht hineingehen. Großmutter, Paula und der Karrenmann haben dann die Leiche in den Sarg gelegt. Dann brachten wir den Sarg zum Friedhof. Am nächsten Tag schmückten Bengt und ich den Sarg mit blühendem Prunus. Es war ein wunderschöner duftender und blütenreicher Frühling. Die Beerdigung wurde von Pastor Grüner vollzogen. Alle Pastoren waren an diesem Tage mit dem gleichen Dienst befaßt, und ein jeder von ihnen hatte einen vollen Stundenplan. Der Jakobi-Friedhof gehörte der Ritterschaft. Als ich am Grab der Mutter stand, sah ich im Umkreis mehrere andere Beerdigungen. Die Leidtragenden, die wahrscheinlich meist einander kannten, verteilten sich so auf mehrere Grabstellen und waren doch eine Trauergemeinde.

Der Vater sagte einmal zu Bengt und mir: „Ihr werdet das einmal verwiden, ich aber nie. Mein Leben ist eigentlich aus.“ Rückschauend habe ich das Gefühl, daß wir drei Brüder das auch nie verwunden haben. Bengt war jetzt 15 Jahre alt, ich 14 und unsere von Phantasie, Schönheit und Harmonie geprägte ungewöhnlich glückliche Kindheit war beendet. Joggi, der Jüngste, war 11 Jahre alt. Seine Nabelschnur war eigentlich nie

ganz abgetrennt worden. Seine Kindheit war gebrochen. 15 Jahre später hat er mir von einem Traum erzählt, den er gerade gehabt hatte. Alles war finster, er stürzte ins Bodenlose. Ein fürchterlicher Ton „piiii...“ gellte in seinen Ohren und es wurde ihm schlagartig bewußt, daß alles so kam, wie es kommen mußte. Die Erzählung dieses Traumes ist mir unvergeßlich und ich habe sie immer mit seinem rätselhaften Verschwinden in Kanada in Verbindung gebracht.